



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das romantische Rheinland

Mielert, Fritz

Bad Rothenfelde (Teutob. Wald), 1924

[Text]

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71055](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71055)

Strassburg, Mannheim, Speier, Worms und Oppenheim samt Mainz erfreuen sich einer wahrhaft sybaritischen Luft und Lage. Weinduft erfüllt das Land und die Höfe, die Schenken und Keller, zieht hier und da sogar in die geweihten Hallen der Kirchen. Berge grüssen in weitem Umkreis mit ihrer Bläue zur stolz des Weges ziehenden Wasserstrasse hernieder. Mainz aber erscheint mir am begnadetsten. Hier weht goldene Luft, denn die Wege stehen offen nach allen Windrichtungen hin, die Lage ist üppig und günstig zugleich, es ist das Herz für die starken Schlagadern des deutschen Körpers. In den Gassen ist es wie in einem Schlaraffenlande. Es duftet überall nach eitel Küchengebräte und frischen Wecken, Bratwurst, Bier, und nicht zu vergessen, mitunter auch nach dem stadtberühmten Käse. Das gibt mit Bier und Wein, der in den zahllosen Schenken die Tische feuchtet, das nahrhaft solide Fundament, auf dem der Geist der Menschen in der köstlichen Luft dieser Landschaft die rechten Blüten treiben kann. Nicht daß hier die Genies erwachsen und aussprießen wie Bohnen aus dem Gartenbeet. Dazu erscheinen mir Luft und Leben etwas zu sybaritisch. Aber ein recht vernünftiger, klardenkender und tüchtiger Menschenschlag von heiterer Gemütsart ist die sichere Frucht dieser Luft von Strassburg bis Mainz und darüber hinaus. Vom Stephansturm erzählte ich schon bei meiner ersten Wanderung. Ich ergänze die alten Worte durch den Hinweis, daß im allgemeinen hohe Türme eigentlich viel zu wenig erstiegen werden. Sind hohe Türme an sich schon etwas Gewaltiges, das Gemüt Aufrichtendes, die Liebe zu den Ahnen und ihrem Denken und Vollbringen Stärkendes, wenn man durch das mächtige Turmgewände emporsteigt, dann aber erst recht ein Ausblick von der Turmgalerie oder dem durchbrochenen Turmhelm etwas ganz besonders Erhebendes. Es ist eine Vogelschau in die Welt hinab, von der man nicht losgelöst ist, wie bei der Fahrt in einem hinfliegenden Luftfahrzeug, sondern verbunden ist durch den steinernen Turmpfahl. Man sieht auf das Erdengetriebe hinab, etwa wie man aus einer anderen Welt hinabzuschauen denkt, hört die verschiedenen

Alltagsgeräusche des Verkehrs, hört und sieht in die Kleinwelt der Höfe und Gärten wie der Straßen und ist doch allem enthoben, ohne ganz von ihm getrennt zu sein. Das gibt den Gedanken Fluß, die Dinge des Lebens losgelöst von sich selber, buchstäblich gesprochen, von einer höheren Warte zu betrachten, wo alles Kleinliche und alle häßlichen Regungen weichen und das großzügige Denken im Betrachtenden Platz greift.

Der Blick vom Stephansturm ist im einzelnen um so wunderbarer, weil wenig weit vor uns das Prachtgebilde des Domes ragt und zugleich mit ihm der Rhein und Main weithin sichtbar sind. Nach Westen aber ist die Landschaft gegen Sonnenuntergang in wirklich goldene Töne getaucht, daß man von einer *Moguntia aurea* im wörtlichen Sinne sprechen könnte. Das ist der rechte Ort nicht nur für die ernst und ganz für sich sein wollenden Menschen, sondern auch für Liebende und Hochzeitspärchen, die einen Aufenthalt suchen für ein paar ungestörte Flitterwochentage. Ich weiß nicht, ob der jetzige Türmer von St. Stephan es noch so hält wie einer seiner früheren Vorgänger, der solchen Pärchen verständig Unterkunft gewährte, damit sie, losgelöst von der Erde, die schönsten Tage ihres Lebens wie ein lustiges Vogelpärlein im Turmgeniße verleben konnten, den Himmel im Herzen und um sich, die strahlenden Morgen und Sonnenaufgänge hoch über den Dächern der Stadt wie die Vögel des Himmels erwartend und dankbar glücklichen Herzens bewundernd, und um beim Sinken der Sonne den höchsten Auslug in der Laterne zu ersteigen und hier das allmähliche Sterben des Tages und das Hereinbrechen der Nacht, den aufsteigenden Mond und die erscheinenden Sternlein vereint zu betrachten und zu verträumen...

Sonne, Sonne, so heiß schon im April! Ich stand am kühlen Saum des steinernen Ufers von Rüdesheim und ließ mir von der frischen Brise des Stromes das Gesicht überfächeln. Dann drang ich durch die stillen Gassen des steinernen Ortes hinauf in die noch kahlen Weinberge, wo statt der schönen Winzerinnen hier und dort ein alter Mann die vom letzten Sturm zerzausten Rebstockranken an die Pfähle band. Eine schattenlose Steinwüste sind die Weinrebengehänge von Rüdesheim, auf denen sich nur zu oberst die dunkle Waldbekrönung und das daraus aufragende Denkmal zeigen. Und dabei fast zuviel Sonne fürs junge Jahr. Aber ich schweige und freue mich der Wärmefülle, die einen guten Wein verspricht. Drunten am Wegansfang ein paar Bildstöcke, die in dürrer Umgebung Abwendung von der schönen Welt und Entsagung predigen. Doch, so glaube ich, ist ihr stummes Mahnen von wenig Wirkung in dieser Gegend, die voller Sonne und Wein, voller Schenken und schöner Mädchen ist. Mehr Beachtung werden die drei Erfrischungsbuden finden, die in wohlberchneten Entfernungen voneinander am Wege lauernd der Müden und Durstigen harren. Die erste, nicht weit vom Anfang des Weges stehende, wird nach wohldurchforschter Erfahrung auf jene hinzielen, die den weiten, schattenlosen Weg vor sich

sehen und sich geschwind noch einmal stärken wollen. Schon hier tut sich ein prächtiger Blick auf Rudesheim hinab auf, aus dessen hellen Häusern die dunkle Burg als efeuumbüllter Klotz hervorschaut und auf den weiten Rhein, der stracks wie ein starker Silberarm in die Berge hinein sich preßt. Die zweite Halte ist ungefähr in der Mitte des Weges und anscheinend für die berechnet, welche die Kräfte vorzeitig verlassen, weil sie die erste Erfrischungsgelegenheit übermütig verschmähten und glaubten, in wenigen Minuten den Gipfel erstürmen zu können, dann aber einsehen müssen, daß der Berg sich um so mehr entfaltet, je höher man steigt und immer neue Nebstocmauern austauchten und der Gipfelwald immer weiter zurückweicht, das Denkmal aber gänzlich entschwindet. Die allzudicken, viel Feuchtigkeitszufuhr benötigenden Ersteiger des Berges von Rudesheim werden hier mit Genugthuung sowieso ihre zweite Rast halten und sich des Blickes durchs Trinkglas in die Weite erfreuen. Die letzte Bude, nicht allzu weit mehr von dem Gipfel, zieht sicherlich die in ihren Schatten, welche tapfer die beiden anderen verschmähten, nun aber, fast ganz zerfließen in der unbarmherzigen Glut der Schattenlosigkeit, doch rasten und sich des großartig entfalteten Niederblickes auf Bingen und den Rheingau erfreuen. Oben wandert man eine Weile durch den lichtschattigen Frühlingswald, der wirklich ein Wald der Göttin Ostara ist, und schaut dann aus dem Dämmer der Millionen junger Blättchen und Zweige des Waldes auf eine feierlich ansteigende Fläche, die von dem vielbesuchten und vielgeschmähten Denkmal Deutschlands gekrönt wird. Der Anblick ist würdiger und versöhnlicher, als man nach den Abbildungen vermutet. Die Unschönheit des zusammengepansterten Aufbaues, das Phrasenhafte der Germania verschwindet in der Größe des Ganzen und der Prächtigkeit der Lage und Umgebung. Gewiß ist ein wuchtigeinfacher Aufbau wünschenswerter, desgleichen Germania als nicht idealisierte Brunhilde oder Walküre dargestellt, welche die Schlacht überhütend das Schwert hebt.

Der Blick von der Höhe aber ist ein Blick in das gelobte Land. Man sieht den Rhein, durch Inseln verzweigt, die Auen von Eltville und Ingelheim durchglänzen, silberfarben in einer blauen Weite, in die wir, eben deswegen, weil nichts Bestimmtes zu erkennen ist, alles nur weichsammetne Steppe zu sein scheint, wie von der Götter Höhen auf die Gefilde der Menschenkleinheit hinabschauen. Wir sind uns bewusst, daß es eine Früchte ohne Zahl bergende Landschaft ist, der Arbeit und Freude geweiht. Die Kleinheit der Menschenorgen verschwindet angesichts eines solchen Bildes, in dem das harmonische Lied der ewig regsamten Saat, Felder- und Gartenbestellung wie Ernte das Leid übertönt als große Symphonie des Fleißes und prangenden Bodens.

Nicht weniger Herrlichkeit bieten das Zurücktreten in den Wald und die Durchwanderung desselben bis zum äußersten Vorsprung steil über dem Rhein. Das ist noch altgermanischer Wald, den man hier oben nicht erwartet. Ein Hochwald von

Buchen und Eichen, mit Beständen hoher Kiefern gemischt; unter den ersteren sind einzelne so urweltartig reckenhaft, wie wenn es verwandelte Hundingsgestalten wären, finster und greisenhaft. Dann aber sind auch kleinere Bäume mit einer Verknorrung und winkeligen Muskelung der Äste, wie man solcher selten sonst in einem Walde begegnet. Und rund um diese Alten das Heer des jüngeren Nachwuchses, vom zartesten Baumbürschlein an bis zum ausgewachsenen säulengeraden und starken Prachtbaum des modernen Waldes. Es sind wunderbare Bilder, und obwohl ich weiß, daß der Taunus, Westerwald und die Eifel wie andere Bergreviere des Rheinlandes stellenweise ganz außerordentliche Pracht in ihren Wäldern bergen, so stehe ich nicht an, diesen Wald zwischen dem Germaniadenkmal und dem Kosselsfelsen als einen derjenigen zu bezeichnen, die ein Deutscher gesehen haben muß, wie er den Besuch irgend-einer berühmten Kunststätte in einer Stadt für unumgänglich erachtet. Dieser Wald hält sich auf der Höhe und gestattet hin und wieder einen Blick hinab zur glitzernden Stromgasse des Rheins und zu den sonnenüberblühten jenseitigen Bergwänden. Nach der anderen Seite aber setzt er sich fort in üppigen, weihvollen, flachen Waldgründen, in denen es so leicht ist, eine der bezaubernden, glanzvollen Jagdszenen aus der Burgunderzeit oder den salischen und fränkischen Königstagen sich auszumalen. In einer gewaltigen Lichtung waren viele Bäume gefällt und lagen mit abgeschälter Rinde walzenrund, stark und lang wie Kirchenpfeiler am Boden. Holzhauer waren dabei, und als ich einen von ihnen um etwas befragte, da knarrte er mir mit einer sonderbar holzigen Stimme Antwort, wie wenn er selbst ein Stück Baumknorren oder der menschgeformte Sohn eines Baumes sei. Auch hier kam mir das Bewußtsein, wie doch in den verschiedenen Gegenden die Menschen ihrer Umgebung so ungemein deutlich angepaßt sind. Von den Tieren weiß man es und findet es selbstverständlich. Doch ist es nicht viel weniger oft bei den Menschen der Fall, wenn auch bei jenen am stärksten, die mit dem Boden seit Jugend immer verwachsen waren und deren Arbeit eine ständige Beziehung zu den Dingen seiner Natur bedeutet. Dieser Mann stammte aus einem der nächstliegenden Dörfer der Höhe und war seit seinen Jugendentagen mit diesem Götterwalde vertraut. Das Wehen der Stürme und die knarrenden Stimmen der Kronenäste, die Strackheit der Stämme und die krummhakig verknornten Zweige, die ganze holzbockige Art, alles das hatte sich zu einem Ganzen seltsam aber abgetönt vermischt und lebte so in den Nerven und Muskeln des Mannes mit den feherartig ruhigen, klaren Augen und dem Schweigermund. / Dann kam die Turmruine Kossel, an der aufdringlich ein Schild zur Besteigung einlud, weil im Erdgeschoß eine Wirtschaft sich befand. Aber alles was aufdringlich ist, meide ich lieber, weil sich meist Eigennutz dahinter verbirgt. Ich schritt darum weiter in dem Walde, in welchem Frühlingsblumen den Boden bedeckten, bis ich an dem auf dem kapartig vorspringenden Rand der hohen Bergkante hingebauten Turmrest stand, der einen der preisenswertesten Ausblicke auf den tief unten und nach beiden Seiten hin zu über-

schauenden und hier von sammetgrünblauen Bergen eingefassten Rhein bietet. Dies Zauberbild, die Landschaftsverklärung durch die Frühlingssonne, hinter mir das wirre, schöne Gestrüpp des Hanges und das Felsengebrock, die zur Natur verwandelte Ruine und der Götterwald, o ihr Lieben, ihr dürft in keinem Falle dieses Bild zu genießen versäumen, wenn euch nicht einer der von den Göttern erkorenen Ausblicke am Rheine fremd bleiben soll. Die Formen der Natur, die raffinierte Schönheit der Auslage, vor denen die Landschaft sich so wünschenswert als nur möglich gruppiert, berechtigt zu der Frage: Wie ist dies nur möglich? Wer ist der Meister dieses Gedankens, den kaum ein noch so begnadeter Künstler so geschickt oder besser zu ordnen verstehen würde? Freilich gibt es hunderte von Orten, wo irgendein Störendes sich in das Naturgemälde stellt, wo die Natur nur Durchschnittsleistung zuwege bringt. Aber an den erstgemeinten Plätzen, zu denen auch der Blick vom Rossel gehört, erschließt sich einem unwillkürlich das Sinnen über das Werk des Unirdischen in der irdischen Welt, über die Rätsel der Erden Schönheit und ihre Gründe. Ohne es ergrübeln zu können, oder wer vermöchte die Schleier zu zerreißen, die die Götter gewiß in wohlbedachter Absicht über unser Denken breiten, genießen wir die Freude der uns Menschen dargebotenen Schönheitsharmonien. Wir würden Frevler im Glück oder bedauernswert Verdunkelte sein, wenn wir uns nicht ganz der Schönheit hingeben, ihre Farbenreize erkennen, ihren Stimmen lauschen würden. Hinter uns das Lied der Vögel. Wieviel Seltsames und Geheimnisreiches liegt allein schon im Dasein der Vogelwelt, in ihrer lebendigen Zierlichkeit, der Pracht ihres Gefieders, der Schönheit ihrer Stimmen, der Rätselhaftigkeit ihres Fluges und Zuges. Götterliebtinge müssen diese leichtsinnig Glücklichen sein. Von Siegfried und Walter von der Vogelweide, also einem Helden und einem Dichter, wird gesagt, daß sie die Sprache der Vögel verstanden. Aber sind nicht Helden und Dichter in Wahrheit auch Liebtinge der Götter? Welch schöner Zusammenhang! Dies Zwitschern und Jubilieren der Vöglein im Frühlingswald der Ostara, dies Singen der Leichtbeschwingten, die vor kaum noch zwei Wochen am Gestade des Nils und in den Urwäldern Abessinians sich tummelten, diese Zierlichkeit im germanischen Wald, durch den die lichte Göttin wandelt, vielleicht nun neben uns ruht, gütig und schalkhaft, dazu der Blick auf die wunderfame Wasserfülle des deutschen Stroms, von dem wir wissen, daß er gletschergeboren ist, daß er eine Unzahl blinkender Wasser an sich gezogen hat und so nun, nach langem Lauf, durch diese reckenhafte Landschaft strömt, ist das nicht eine Gabe der Götter an uns und ist dies nicht der gern erkorene Aufenthalt der Götter selber? Sollen dies und die tausend sonstigen Landschaftswunder nur das zufällige Ergebnis blinder physikalischer Gesetze sein? Ich glaube, daß in dem Säufeln des Windes hier oben, als ich auf den von den hundertfältigen Formen der Flechten und Moose umrankten Schiefersteinen der Ruine saß und mich des Daseins freute, und ich dann am Waldrande lag, Freya in den Lüften zugegen war, doch auch Wotan, der Gewaltige, selber, nur daß

er jetzt friedlich neben seiner Gattin weilte. Nicht anders konnte es sein, woher sonst wäre in dieser Gegend zugleich das lieblich Frühlingshafte mit dem urgermanisch Starcken so innig gepaart und über allem der Glanz höchster Schönheit ausgegossen?

Als ich am Rheingrafenstein im Nabetal anlangte, war es die Zeit, wo der Goldlad an dem Felsen blühte, an ihm allein, daß es ausah, als sei Gold nur über ihn herabgeschüttet worden. Die feierliche Stille an ihm ist so eindrucksvoll, daß man an ein Zusammenwirken des Stromes, der mit glattblankem Spiegel schnell und lautlos hingleitet und zu dem die Bäume sich mit sprechenden Gebärden neigen, mit dem versteinten Koloß am Wasser glauben muß. Daß die Menschen eine Burg auf seinen Gipfel setzten, war kühn, wirkt aber von unten her wie wenn ein Zaunkönig auf den Kopf eines Adlers sich gesetzt hat. Ganz anders tritt einem der Ehrenfels entgegen, zu dem ich vom Rossfelsen niederstieg. Man sieht diese Burg lange Zeit nicht, weil die Nebenhänge, zwischen denen der alte Rittertroß wurzelt, zu schroff sich dem Strom entgegenwölben. Die Sonne stand mir entgegen, und die Burg hob sich darum mit ihren im Schatten schwarzen Turmröhren vom grellbesonnten Berg ab. Das Gemäuer ist zerfallen, der Hauptturm verschlossen; zwei Habichte flogen von dem marmorglatten Treppchen, das zum Zugange führt, auf und kreisten wild über dem Turm. Es machte auf mich den Eindruck, als sei das Leben dieser Burg infolge eines schreckvoll plötzlichen Ereignisses von ihr gewichen. Es fehlen ihr nur die Teppiche und Rosen, um sie zum Wohnsitz einer Fee zu machen, so märchenhaft dünkt mich dies alte Falkennest. Auf einem Mauerfirs der malerischen Winkel könnte die Zaubergewaltige sitzen, eine zweite Lorelei, die Wanderer und Winzer lockt. Einer der am Weinberge beschäftigten Männer sah mir zu, als ich ein Bild der Burg schuf, und ich hatte meine Freude an dem Manne mit den scharfen Gesichtszügen und den klaren, blauen Augen. Er verstand es geschickt, die Sonnenstrahlen vom Apparate fernzuhalten und bekundete auch sonst eine wohlthuende ruhige Überlegtheit und Bestimmtheit, war weder stumm noch geschwätzig und ganz dazu angetan, das Vertrauen und die Liebe zum deutschen Volke und zur deutschen Art zu festigen und zu vertiefen. Wenn auch unter je hundert Deutschen es nur je einen solchen Edelmann geben würde, es wären schon genug, um mit solchen zu kämpfen und zu leiden für die Erhaltung der deutschen Art. Es herrscht viel Adeltum auch im einfachen Volke und birgt sich in ihm manch Edelgut, das noch unangetastet ist von den zeretzenden Kräften der neuen Zeit. Dieser Winzer zeigte die helläugige, kraftvolle Art eines verständigen und nicht entnerzten modernen Menschen, wie sie gerade im Rheinlande nicht selten sind. Auch in den weltabgeschlosseneren Seitentälern lernte ich solche Menschen kennen, Bauern und Winzer. Hier aber ist's, als ob die weniger großzügige Natur die Kühnheit mit einer größeren Fülle weichen Gemüts überdeckte, wenngleich ich damit den Rheintalbewohnern letzteres nicht im geringsten abspreche,

vielmehr nur sagen will, daß Menschen mit einem stärkeren, heroischer sich äuffernden Gemüte am Rheine häufiger sind. Der Bauer, den ich in Cattenes an der Mosel auf einem vom Berge ins Tal führenden Wege begleitete, zeigte ein so urdeutsches und dabei unentwegtes Empfinden, eine solche Treue zu dem einmal als recht erkannten, daß man getrost sagen darf: Noch ist die deutsche Art nicht vergangen, und sie wird bestehen, solange es deutsches Blut geben wird.

Zu Martinstein im Nabetal kehrte ich in einem Gasthause ein, dessen Besitzer ein Jüngling von über 70 Jahren war. Eine hochgewachsene, schlanke Gestalt, die noch immer aufrecht ging, ein nur leicht angegrautes volles Kopfhaar und einen Schnurrbart von gleicher natürlicher Schwärze hatte. Dieser auch geistig überaus frische Mann entstammte der Waldgegend beim westfälischen Arnsberg, wo sein Vater Oberförster gewesen war und seine Vorfahren ehrenvolle Stellungen bekleidet hatten. Das Besitztum war Erbeil seiner in Martinstein gebürtigen Frau, in deren Familie der Gasthof sich seit mehreren Generationen befand. Ich fühlte mich sehr wohl in der sauberen und gemüthlichen Behausung, die etwas Altherwürdiges an sich hatte und in deren Räumen viele schöne alte Stahlstiche und Lithographien die Wände schmückten. Der Ort selber ist überaus romantisch gelegen, das alte Kirchlein über den Dächern des Dorfes an eine Felswand gebaut, von einem alten Baume, wenn ich mich recht erinnere, einer Kastanie, umschirmt und von einer großen, an einem Aste hängenden Laterne für den Abend beleuchtet. Die schroffen Felsbalden über dem Kirchlein waren wie der Rheingrafenstein von Goldlack überblüht und die Wildheit der Felsen noch völlig ungebrochen, so daß man Hirtenidyllen aus biedermeierlicher Zeit hier nicht verwunderlich finden könnte. Durch die Schar der blühenden Höfe und Gärten schnitt die Bahn ihren blinkenden Wegestrang; dahinter flog abendselig die Nahe, und jenseits waren tauige Acker und ein traulich zwischen Gras und Obstbäumen gelegener kleiner Friedhof. Die blühenden Bäume leiteten über einige Rasenwellen hinauf zu einem zusammenhängenden Walde, von dessen Saum das Örtlein mit seiner Felsenkirche sich in seiner ganzen Großartigkeit darstellt. Nach Osten hin aber sieht man von hier aus eine weit gebreitete offene Landschaft, ein duftig dünnblaues Bild mit sehr fein sich abzeichnenden und erhebenden Berglinien, wie man es von den alten, getönten Lithographien kennt, die in zarten, rötlichblaugrünen Tönen mit einem coelinfarbenen Himmel gehalten sind. Dazu die Ruhe des Tales, die so zauberisch auf uns Kulturmenschen wirkt, wenn wir aus dem Lärm der großen Städte in sie versetzt werden. Es ist hier noch die Landschaft der geruchsamten Zeiten, wo man in offenen Kaleschen durch das Land spazierend kutscherte, die Damen bequem sitzend und den zierlichen Sonnenschirm aufgespannt über die Schultern lehrend, die jüngeren Herren aber auf sauber aufgeäumten Kößlein nebenher reitend, mit breitem grauen Zylinderhut, mit schwarzgrünem langschößigen Rock, weißer Weste, schwarzer Tuchhose und glänzenden Stiefeln mit gelben Saffianüberschlägen. Man

unterhielt die Damen galant, die als Lektüre „Werthers Leiden“ oder Klopstocks „Messias“, Miltons „Verlorenes Paradies“ lasen und deklamierten, oder sich an Claren und den pikant satyrischen Reiseumoioren des Fürsten Pückler ergötzten. Die Zeit der heftigen Bewegungen, der allgemeinen Unruhe, war noch nicht angebrochen. Das Reisen atmete die gleiche Ruhe wie die Landschaft. So ist es fast noch heute, denn die Züge, die hin und wieder die Stille von Martinstein durchrasseln, oder die Kraftwagen, welche für ein paar Sekunden mit ihrem Signal die Luft durchreißen, sind Augenblickerscheinungen. Sobald das Geräusch verhallt ist, die Bahnzüge in der Ferne klein und kleiner verschwinden, die Staubwolke, die die Kraftwagen auf der Landstraße aufwirbeln, sich verflüchtigt hat, ist wieder die unendliche Harmonie der Landschaft hergestellt, wie wenn nach einem Steinwurf ins Wasser die krausen Wellenlinien sich geglättet haben und nichts mehr in dem blanken Wasserspiegel an den Stein erinnert. Stromauf aber tritt in einem Bergausschnitt die Burg Dhaun heroisch thronend hervor, von der Abendröte umflammt, die auch in dem Flusse widerleuchtet, daß man unentschieden bleibt, welcher Landschaft der Preis der höchsten Schönheit gebührt, der sanft idyllischen gen Osten, der romantisch phantastischen gegen Westen oder dem wildmalerischen und doch idyllischen Gemälde des Ortes selber.

Nabe bei Martinstein schritt ich in der Morgenfrühe unter blühenden Bäumen hin und empfand deutlich Amors Geleite. Die warme Luft war mailich durchkühlt, und der Blüten Schnee der Bäume prangte gegen den tiefblauen Himmel unbeschreiblich schloßweiß wie die Keinheit der Göttin in der lauterer Liebe. Wahrhaft ein Sinnbild der echten Liebe sind diese Bäume, deren Blütenpracht so anmutvoll lind, fröhlich mit tausend blühenden Atemzügen sich dem betrachtenden Menschen entgegenwölbt. Ein jeder dieser keuschen, weißen Bäume ist eine verzauberte Holde, das Ganze ein wunderbarer Liebesgarten, der Rasen mit weißen und gelben Sternlein bestedt.

Durchs enge Waldtal bei Martinstein zwängt sich der Kellerbach, und links von ihm führt ein Weg am schwarzen Riesenzahn des Brunkelsteins vorüber, höher und immer höher hinauf zu dem Dörflein Dhaun, das dem Himmel beträchtlich nahe liegt. Nur scheinen's die Leute hier wenig zu wissen. Die Burg ist stattlich, bietet aber als Bestes einen großen Burggarten mit schönen Ausblicken in die Schluchten zu beiden Seiten.

Ein Spaziergang von hier zum Dorf und Kirchlein Johannisberg ist auch an Werktagen ein poetisches Sonntagsflanieren, und um das hoch über der Erdentiefe thronende Kirchlein und seine wenigen Dorfhäuser ist ein so tiefer Friede und nichts von neuer Zeit, daß man sich vom ruhevollen Zauber des 18. Jahrhunderts umspinnen fühlt. Wie ein Hirte dieser Zeit oder ein Wanderer nach Goethes Art läßt man sich ins Gras sinken, lauscht in die Natur und in sich selbst hinein und empfindet die Schlichtheit und Schönheit dieser Ruhe als ein Merkmal deutscher Landschaft und altdeutschen Lebens. Man hört die nur vereinzelt aufbrechenden Geräusche dörflichen Alltagslebens und versteht, wie diese Ruhe der große Mantel ist, in

welchen die Arbeit sich einfügt. Ihr alle, meine Lieben, die ihr von dem Moloch der deutschfremden Unruhe gepackt und bemeistert euch fühlt, reißt euch los und eilt in solche Einsamkeit des Fleißes, um euer eigenstes Ich wiederzufinden!

Geradenwegs durch die Wiesen stieg ich dann hinab zum Kellerbach und genoß hier, wo ich an Dornensträuchern und wilden Rosenbüschen vorüberkam und durch hohes Gras und wassertriefende steinige Waldpfade schritt, wieder einmal für ein Weilchen die Schönheit unberührter Natur. Unten, am Ausgange des großartigen Tales, das ganz hobeitsvolles Freudegepräge hat, traf ich einige Leute eines in Wiesen gelegenen Dorfes, und auch in Martinstein und dem eine halbe Stunde weiter entfernten Dörflein Weiler konnte ich mit dem und jenem sprechen. Die Leute sind überaus einfach und bieder, und obwohl sie fast täglich von modernen Lebenserscheinungen berührt werden, doch noch ganz von der Denkweise altgroßväterlicher Zeiten umfungen. Ich begrüßte das und finde es besser als das urplötzliche Losreißen aus der stufenweisen Entwicklung der Menschheit durch gewaltsam aufgedrängte Belehrung und Aufklärung. In der Natur gibt es wenig Gewaltfames, alles bereitet sich langsam vor. Tritt irgendeine Erscheinung explosiv oder katastrophal ein, so ist sie sicherlich lange vorbereitet. Nicht anders dürfte es im Leben der einzelnen Menschen wie der Sippen und Völker sein. Wie es mit dem Charakter der Leute genauer beschaffen sein mag, weiß ich nicht; es wird nicht besser oder schlechter als anderwärts sein, wo immer die kleinen Bohrwürmer des Neides und der Verärgerung in dem guten Kernholz herumquälen, ohne dieses zu Fall bringen zu können. So ist wohl auch der Spruch eines alten Schulmeisters: „Martinstein ist ein ganz schönes Martinsteinchlein, wenn nur die Martinsteinchener nicht wären“, nur als ein Reflex mancher kleinen Reibungen zu nehmen. Doch, so wird es wohl überall sein, wenn man sich noch nicht dazu entschlossen hat, über die Schwächen der Menschheit hinwegzusehen und in jedem Menschen das Tüchtige um so mehr gelten zu lassen. In Weiler, das in einer Bodenspalte zwischen Obstbäumen, Feld und Wald seit uralten Zeiten sich eingekistet hat und aus welchem die lichtblau getünchte Kirche recht natürlich schön über die Dorfhäuser aufwächst, ist ein alter Lindenbaum, der einen Brunnen überschattet. Er liegt hart vor dem Dorfe, und da dasselbe in früheren Zeiten von einer Mauer umschlossen war, auch hier ein Tor gestanden hat, können einem wohl die Liederworte „Am Brunnen vor dem Tore“ zu Recht in den Sinn kommen. Das friedensreiche Dörflein und seine Linde, der kühle Brunnen darunter, zu dem Stufen hinabführen, hat sicherlich manche Szene erlebt, die der im Volkslied erzählten ähnelt, denn wo wäre ein Dorf, ja wo ein Haus, das nicht seine tief zu Herzen gehende Geschichte aufzuweisen hat? Stürme der Seele, Konflikte, tragische Lösungen gibt es, mehr als man annimmt, in den einfachen Dorfhäusern. Nicht immer treten sie an die Oberfläche des Alltagslebens, und nicht immer ist der Dichter da, um sie in sich selbst wiederzuerleben und ihnen die erwünschte Form zu geben.

Wenn Freya mit den linden Lüften herniedersteigt und über die Erde hinwandelt, dann erstrahlt diese in unerhörtem Glanze. Das nahm ich wahr, als ich zur Blütezeit in den Berggefilden der Mosel mich erging. Das ganze Tal von Trier bis Coblenz sah ich derart bräutlich geschmückt, daß ich es nicht begreifen kann, wenn jemand noch an Freyas Beitun zweifelt. Wo ich die holdeste Stätte antraf, kann ich nicht sagen. Das vielgewundene Tal und seine ihm zugewandten Seitenschluchten waren erfüllt von schneeigen und rosafarbenen Blüten. Bei Cochem stand ich auf halber Bergeshöhe und war wie in einem Paradiesgarten. Der schräge Anger war von Blumen durchblüht und jeder Obstbaum wie eine zum hohen Feste geschmückte Braut, die lieblich errötet, da sie selber verwundert ist über so viel eigene Schönheit, und in Güte und Treue dasteht als ein Gefäß der köstlichsten Glücksspende. Zwischen den klarprächtigen Blütenbüschen der blaue Himmel, die milchweißen Häuschen mit den glänzend bleigrauen Schieferdächern, die in weichen Tönen feingrau, braun, rötlich und blaugrün sich wölbenden Berge, dazu die Mosel, die im Lichte wie Silber, im Schatten aber goldbraungrün ist wie ein edler alter Wein dieser Landschaft. Da und dort am Saum hängender Gärten eine Gruppe tiefdunkler Fichten, an die sich rotweiß blühende Schlehenbüsche schmiegen, märchenhafte Bilder ergebend, weil die blumenhaft malerische Burg dahinter steht und wechselnde Beleuchtung des Himmels der Erde ohnehin vorhandenen Reize noch erhöht. So etwa, wenn eine Wolke das Burgenbild in blauen Schatten hüllt, dafür aber die Mosel auffunkeln und die Blütenpracht der Bäume in unbeschreiblichem Weißleuchten prangen läßt, oder die Sonne an den Berghängen entlang wandert, daß bald die eine, bald die andere Partie beleuchtet oder beschattet ist, oder aber nur die Burg von der Sonne erglühend getroffen wird, Hänge und Fluß dafür kühlbläuliche Schatten einhüllen. So ist es überall im Moseltal, nur daß jeweils die Landschaftszenerie eine andere ist, ihre besondere Pointe besitzt. Wandelt man auf den Gartenwegen oder auf den kahlen aber aussichtsreichen Pfaden zwischen den Rebenhängen oder zwischen glitzernden Sträuchern an den glanzblendenden Schieferfelsen hin, die so unergründlich schöne, tiefblaue Schattentöne zu eigen haben, und schaut dann vor sich durch die blühenden Bäume zur Sonne, so erlebt man angesichts der Millionen holdreiner Blumenkelche an den Bäumen Wunder über Wunder. Die Bäume sind so durchsonnt und lichtumrandet, daß sie sich zuweilen als leibhaftige Märchen darstellen und ich nur wünschen möchte, daß in ihrem Zauber sich ein Dichter beseelen möchte für die Schaffung eines Buches „Von hundert und ein Tagen in Freyas Garten“. Aus den Talspalten des Hunsrück und der Eifel kommen allerwärts erfrischende Wasser, die die Wälderschluchtenkühle der Berge mitbringen, auf den grünen Angerplätzchen an ihren Ufern, eingezwängt zwischen Bergwänden, Mühlen und Obstbäumen, liegen Wäschestücke zum Bleichen gebreitet, schneelig weiße Laken, alles mit den spitzgiebeligen und zierlich mit Balkenwerk ge-

fachten Häusern sich zu Idyllen von herzerfrischender ländlicher Ruhe rundend. Man kann es erst begreifen, wenn man sieht, zu welcher unerfchöpflicher Fülle malerischer Motive die kleinen Ortschaften an der Mosel, ganz gleich, welchen Namen sie führen, sich gruppieren; meist liegen sie aufgebaut wie ein artig großes Spielzeug, das ein Malerdichter so recht nach seines Kinderherzens Einfalt hingesezt hat, samt schwarzgrauschieferigen Häusern, mürb und alt, blühenden Obstbäumen, jungfrischgrünen schlanken Pappeln, alten Hofstoreingängen, Gassenwinkeln, und den mitten in alles hinein verwachsenen Kirchen mit ihren Kreuzgängen und Pfarrgärten. Um alles herum heben sich die Berge so hinreißend schön in ihrer Ruhe, so urdeutsch, daß man für diese Bilder ruhbefrischer Innigkeit, diese Symbole edelster Frauenhaftigkeit in der Landschaft nichts noch so Verlockendes in der Welt einzutauschen bereit ist. Über allen Landschaften liegt eine mehr fühlbare als mit bloßen Augen erkennbare goldgrüne Patina, wie wenn die Seele der edelen Gabe dieser Landschaft, des Weines, in ätherisch feinsten Art aus allen Dingen hieselbst dringe und in den Lüften schwebt. Es ist ja auch nicht anders denkbar: aus solcher Luft und Erde, solchen Bergen und Bäumen, die ja samt allem anderen eine Lebensgemeinschaft bilden, kann doch nur eine so köstliche Göttergabe, wie sie das Moseltal schenkt, ersprießen. Die wonnereichsten Stunden, wo die Ruhe einen noch höheren Grad der Bezauberung annimmt, als sie ihn ohnehin besitzt, sind die des Abends, wenn die Schatten lang und schwarz werden, die Häuser aber um so mehr zu leuchten beginnen, die Fenster, in denen die Sonne liegt, mit glasigspiegelndem Widerschein im Flusse, der unendlich ruhig ist, stark widerleuchten. Jeder Riß und jede Felszacke in den Bergen zeichnen sich dann auf schwarzester ab und sind wie das spitztürmige Kirchlein mit haarscharfem Pinsel gemalt, während die Obstgärten an den beschatteten Hängen und der schweigende Wald hoch oben, das kahlwilde, steinige Unland daneben in tiefblauem Schatten liegen und von wonnig kühler Abendruhe atmen, der Streifen der Gärten an dem noch sonnigen Ufer aber um so grellgoldiger gleißt. Je einsamer die Talstelle ist, desto bezaubernder wird sie euch, meine Lieben, erscheinen, weshalb ich euch bitte, an Stellen auszuruhen wie etwa zu Cattenes. Wandert in der Morgenfrühe von Cobern nach Gondorf, verträumt den Mittag in Cochem und Sehl, ergeht euch am Nachmittag in der Landschaft von Carden und steigt des Abends eine Stunde, ehe die Sonne hinter dem lieblichen Talabschluß von Loef versinkt, den Berg von Cattenes hinauf auf der Straße nach Münster-Maisfeld. Da ist so herrlicher, schweigsamer Wald, durch den die Wasser auf allen Wegen niederrinnen, da sind so wunderbare steile Paradiesgärtlein über der Mosel, die ganz für sich prangen. Gegenüber an der blanken Mosel das Dörflein Alken mit den wie aus winzigen Baublözchen sauber und geschmackvoll geschnittenen und bemalten Häuserchen mit der feinen Kirche, und hoch oben die Burg Thurandt mit zwei halb vom Efeu umgrüntem Türmen. O ihr Deutschen, wenn ihr irgend noch einen Zweifel daran habt, ob deutsche Landschaft

nicht doch vielleicht der ausländischen an hinreißender Wirkung nachsteht, besucht diese Stelle an einem Frühlingsabend. Es gibt viel hundert Stätten im deutschen Lande, die ebenso beweiskräftig sind, doch diese gehört zu ihnen, und zwar zu jenen, die bis in den Grund ihres letzten Winkelhens, bis in den letzten Waldbaumknorren hinein die seltsame deutsche Heimatfeligkeit in sich tragen. Es ist eine jener Stätten, wo man die alten Regungen des Blutes unserer Vorväter verspürt, das in uns pulst, wo man fühlt, wie untrennbar verwachsen man mit dem Lande und seiner Geschichte ist, wie unlösbar und auf Gedeih' wie Verderben mit dem Volke verbunden. Um nichts feil wird euch das Heimatland sein, das ich, weil es deutsch ist, eure Heimat nenne, auch wenn ihr hundert Meilen entfernt davon geboren wurdet, und ihr werdet die alten Götter freundlich vertraulich euch zunickezend zur Seite stehen sehen.

Auch am Rhein ist es zu gleicher Zeit eine Blütenfeligkeit sondergleichen. Doch erscheint alles hier weniger fraulich milde. Ein starker männlicher Zug gibt den Landschaften auch zur Maienzeit das Gepräge. Es ist das Rheintal im Maien der Garten Baldurs, um den die männliche Götterschar versammelt ist, da er aller Liebling ist, Loki ausgenommen. Schönheit und Liebe, Milde und minnigliche Verträumtheit ringen hier lächelnd und halb ernst mit männlicher Kraft, Strenge und Wildheit. Schallhaftigkeit, geschweige denn Übermut, zeigt sich selten, lebt nur in den Worten der Fischer und in den Reden der Burschen und Mädchen am lauen Abend in verschwiegene Winkeln auf, dazu auch in den Schenken, und ich glaube, es mögen früher der Schall und die Lust offener und häufiger ihr Wesen getrieben haben. Der leidvolle Gott, es ist weniger Baldur als Christus, beherrscht hier die Monde des Jahres und auch den Maien. In Oberwesel türmen sich zwei Kirchen, die eine am Anfang, die andere am Ende des Ortes, eine größer und großartiger als die andere, und als ich um die mauerumspannte Häuserverklitterung von Oberwesel, in der das Leben der Stille seinen Faden fast geräuschlos spinnt, schlenderte, am kleinen Rheintörlein vorbei, von dem ein goldbunter Bischof segnend herabblükt, und bald dabei das malerische Bildchen der Wernerkapelle auftauchte, mit Blütenbäumen zur Seite und altem Gemäuer, da tönte mir Orgellang und frommer Kirchensang aus dieser Kapelle entgegen, die selber einer Sängerin gleicht, in der die alte, unselige Legende vom Wernerknaben lebt. Es war ein durchaus mittelalterlicher Eindruck, diese altfrommen Liedweisen zu hören und der Mysterie der Brots- und Weinverwandlung im kleinen, seltsam schönen, hochgotischen Raum mit den Legendenbildern beizuwohnen. Seltsames Menschengeschlecht, das sich auch zur Zeit, da die Erde ihre Hochzeit feiert, in Kummer und Leidgedanken vergräbt und der hohen Frau des Himmels mit Maienblumen den Altar schmückt, während draußen der Altäre so viele aufgerichtet sind und niemand daran denkt, sie zu besuchen und mit Liedern zu

begrüßen. Zur Burg der sieben schönen Gräfinnen stieg ich hinauf. Am Gasthaus „Zum goldenen Pfropfenzieher“ ging ich im Bogen herum, um nicht zum zweiten Male Gott Bacchus zum Opfer zu fallen. (Siehe den Besuch Oberwesels im ersten Band.) Der Wind blies stark da oben, aber ich ließ kaum eine der Altanen und keines der ineinandergeschachtelten Gemächer unbesucht. Hoch aufgetürmt sind die Massen und schmal aneinandergedrängt. Schöne Blicke eröffnen sich durch die Fenster und Bogen der Burg auf den Rhein. Ein rundes Grasgärtlein ist da noch, und ich wartete allein mit mir und gedachte der schönen Gräfinnen, die hier einst wohnten. Lebenslustig sollen sie gewesen sein, und ich kann mir wohl denken, wie das prächtige Gemäuer und die Gemächer von ihrer Freude erfüllt waren, Lieder und Hörnerton, Harfen- und Becherklang gar oft zu den Fenstern hinausdrangen und von den Winden mit fortgenommen wurden. Sieben schöne Grafenkinder, welch ein Schmuck für diese Burg! Nicht wie die Mär erzählt, sind sie männerlos geblieben oder gar, weil sie in eitlem Übermut die Männer verschmähten, zu Klippen im Strome verwandelt worden, vielmehr weiß die treuere, wenn auch nicht immer amüsante Historie, daß alle ihr Ehegespons erkürten, was wir der Historie wie den Gräfinnen gerne zu Dank wissen. Nun wohnt Einsamkeit auf der lauschigen Burg, die Vögel zwitschern und nisten in den Mauerspaltten, und die Gemächer sind stille wie das grüne Rasenplätzchen, auf dessen lauschig von den hohen Mauern umschlossenem Geviert die Sieben in fröhlich galanter Gesellschaft saßen, bis eine nach der anderen dem Erkorenen ihres Herzens folgte. Nun liegt nur ein sinnender Wandersmann ausgestreckt und schaut aus dem Schatten heraus auf den sonnigen Strom gen Laub oder hinab auf das Städtchen mit den frommen, großen Kirchen. Die sieben Schönen haben längst ihr Leben ausgeträumt, aber in der Burg ist's noch wie ein Hauch der einstigen Fröhlichkeit zurückgeblieben, denn nicht ganz so melancholisch wie manche andere Burg erschien mir diese.

In Bacharach türmen sich zwei Kirchen übereinander, die Stadtkirche und die steil über ihr am Berghang erbaute rosenrote Wernerkirche. Eine hohe Treppe verbindet beide. Weinreben geleiten den Hinaufsteigenden, und sind unten Gärten voller Uppigkeit, klein aber überreich, so blühen oben, um die Verlassene, Schlehenbüsche und wilde Rosen. Schreckhaft teuflisch greifen die Wasserspeier aus dem hohen Sims in die Luft. Noch ein gut Teil höher hinauf ist Burg Stahleck auf glänzendem Schieferfels gegründet, und wiederum viel schneeig blühende Schlehenbüsche, dabei auch hier und da ein Birnbäumchen, leisten ihr in der lustigen Höhe Gesellschaft. Weithin schaut man stromauf gegen die schöne Wendung des Rheines bei Lorch, und an den bald sonnenüberschienenen, bald feinschattigen Berghängen leuchten hier und da ein paar gelbe Rapsfelder in ihrer schwefligfrischen Blüte. Drunten, im engen Blüchertal sperrt noch die alte Mauer mit zwei Türmen altertümlich des Städtleins Frieden ab, und ein Mühlenwasser schäumt im allerinnersten Winkel.

In Rhens traf ich eines Morgens bald nach Sonnenaufgang ein. Das Ortlein, samt Häuserdächern, alten, efeuumsflochtenen Mauern, blühenden Baumgärten, tauigem Gras und singenden Vögeln breitete sich der still glanzvoll über den jenseitigen Talhängen aufsteigenden Sonne entgegen. Es war eine herzliche Freude in dieser frischtauigen, ausgeschlafenen Natur, in der eine Kirchenglocke noch wie halb verschlafen eintönigen Klangs zur Kirche mahnte. An der Hauptstraße standen ausgeruht die schmucken alten Häuser mit ihrem zierlichen Gefach und den derben Schnitzereien am Gebälk. Zwischen den Häusern aber winkte die frühlingshafte Gartenpracht. Das war so recht wieder ein kernig und herzlich zugleich zu nennendes Bild, das die echte deutsche Seele alter Zeiten zeigte. In der feinbedachten Anordnung der Fachwerksbalken und dem krausen Schnitzwerk, das sie schmückt, malt sich das deutsche Herz in all seiner Gemütsiefe, Innerlichkeit und der allem Unechten abgewandten Wahrhaftigkeit wider.

Drüben blüht Nieder- und Oberlahnstein, wo ich ein paar Stunden später durch einen ganz prächtigen Laubwald zur Höhe kamm, mitten im Walde blühende Bäume und einzelne überraschende Ausblicke ins Rhein- und Lahntal antraf. Alles ist hier von Schönheit durchtränkt; sie und eine entschiedene Großartigkeit sind das Gepräge der Landschaften auch zu Coblenz und Ehrenbreitenstein. Aus maienschönen Gärten wächst die blaue Festung auf, zur Seite glänzt der breite Strom und grünen die Türme des stattlichen Coblenz und die Wasser der Mosel. Auch die Burg der feindlichen Brüder ließ ich nicht unerstiegen, als ich nach Bornhofen gelangte. Diese Brüderburgen sind wohl die wildschönsten am ganzen Rhein, richtige Falkengenisse, von denen man in den Westerwald und Hunsrück wie über ein gewaltig wogendes Meer von Bergwellen hinschaut. Drunten, in der Kirchenschlucht zu Bornhofen, hielt eben wieder ein Franziskaner eine Predigt an die aus dem Rheintal herbeigewallten Pilger. Ihre traurigen Worte vom Menschenleid und von reuevoller Buße klangen seltsam in der vogeldurchfungenen Maienpracht. Wenn ich nicht gewußt hätte, wie vor- und nachher das Volk gar heiter und froh dem Wein und den Küchengenüssen in den zahllosen Schenken dieses Ortes, in welchem fast jedes Haus ein Gasthaus, der Rest aber mit Andenkenkränzen erfüllte Buden sind, zugesprochen hätte, ich würde wohl mit Wehmut der Zeit Goethes gedacht haben müssen, in welcher ein rheinischer Bischof zur Fastenzeit eine Predigt hielt, die nichts von Zimperlichkeit und Düsterei weiß. Ein Stücklein davon sei hier wiedergegeben: „Ihr überzeugt euch also hieraus, zur Reu' und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünd' begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes mißbraucht. Der Mißbrauch schließt aber den Gebrauch nicht aus. Steht doch geschrieben: der Wein erfreut des Menschen Herz! Daraus erhellt, daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade

einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst gerät, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verfolgt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Übermaß, welches ihn mißfällig macht, Gott und den Menschen und seinesgleichen verächtlich. Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja vom fünften und sechsten noch dergestalt sich gleich bleibt, daß er seinen Nebenbrüdern liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Oberen auszurichten sich imstande findet, auch der genieße sein bescheiden Teil und nehme es mit Dank dahin!

Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemand die besondere Gnade verleiht, acht Maß zu trinken, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir aber nun nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugnis geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehr Gottes, auch zu Nutz und Vorteil meines Nächsten mich tätig finden zu lassen, so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank mich dieser anvertrauten Gabe auch fernerhin erfreuen. Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme jeder, damit er, nach dem Willen des Gebers, am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Teil dahin! Und auf daß ein solches geschehe, alles Übermaß dagegen verbannt sei, handelt sämtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet!“

Un einem Abende weilte ich wieder an der Lorelei und betrachtete, mit welcher ungeheurer Leidenschaftlichkeit der Felsen an der Rheinseite hervorbricht. Eine Steinmasse quillt über die andere, ein Block überragt den anderen, man sieht die Leidenschaftlichkeit in allen Abstufungen verkörpert. Selten sonst wirkt die Wucht der Verwerfung der Schichten so brutal und gewaltig bei den Gesteinsmassen des Rheintals wie an dem Loreleifels. Die letzten Sonnenstrahlen, die hier so schnell und früh verglühn, während es anderwärts am Rhein noch hell und sonnig bleibt, hüllten den Felsen und seine Wasser in eine förmliche Goldlobe. Die Häuser von Goarshausen, aus denen der schwarze Turm am Ausgang des Städtchens und die gedrungene Ruine sich dunkel herausheben, leuchteten noch weißlich und bläulich. Des Abends schaute ich von meinem Zimmer noch lange auf den nächtlichen Strom, hörte dem schnellen Fließen und dem stoßweißen Aufrauschen der Wellen zu, sah die spiegelnden Lichter vom jenseitigen Ufer, die zinnengekerbte Burg Rheinfels vom Nachthimmel sich ab-

zeichnen und fragte mich nach dem Grunde zu der romantischen Stimmung, die uns, wenn auch nicht immer, so doch oft in solchen Stunden beherrscht. Die einzelnen Erscheinungen, welche die Romantik ergeben, sind an sich doch nichtsagende Nüchternheiten. Alles beruht auf irgendwelchen physikalischen Vorgängen. Das Rauschen des Wassers, die Spiegelung der Lichter, die Breite des Stromes, die Gestalt der Felsen, die Erde und alle ihre Erscheinungen, auch der Menschen Werke, geben sich teilnahmslos. Woher also die Romantik? Da ging der Mond auf, und über den schwarz-schillernden Rhein silberte sofort eine Strahlenbahn hin. Ein dunkler Felsen aber warf geheimnisreich seinen langen Schatten über den Fluß. Ja, das Geheimnisvolle ist eine Wesenheit der Romantik, wie das Wesen der Dinge, im tiefsten Grunde betrachtet, auch etwas Unerklärliches ist. Den Schlüssel zur Romantik aber tragen wir in uns, er ist nicht in der Natur zu suchen. Dieses in uns selber gegründete Geheimnisvolle und Unergründliche ist aber letzten Endes doch wieder eine Gabe der großen rätselhaften Natur, unter welchem Begriff jeder das verstehen mag, was er will, sei es Gott oder Weltnatur, weil beides zu dem Ringe gehörend, der uns mit der Erde verbindet. Dieses uns innewohnende Geheimnisvolle macht die Auswirkung der physikalischen und chemischen Gesetze, nach denen alles ist und geschieht, so wirkungsvoll und bezaubernd. So ist die Romantik das Leuchten eines empfindsamen Menschengeistes selbst, der um so höheren Genuß haben wird, je mehr sein Geist mit solcher Empfindsamkeit begabt ist.

Ich muß zum Schlusse kommen und kann viele der Orte und Landschaften, die ich sah und von denen ich erzählen wollte, nicht erwähnen, und es sind hunderte. Es wäre auch noch von vielen unbekanntem Plätzen des Bergischen Landes und des Westerwalds wie des Taunus und den Landschaften der westlichen Rheinseite Bemerkenswertes zu melden, nicht zum wenigsten vom Niederrhein. Von dem Wert dieser Gegenden deuten einzelne Bilder etwas an. Auf den malerischen Durchblick zur Martinskirche in Köln möchte ich aufmerksam machen. Wollte ich jedoch von dieser Stadt zu erzählen beginnen, so würde es nicht bald ein Ende sein. Darum will ich schweigen und statt dessen nur auf die herrliche Vergangenheit der Stadt hinweisen, von der so manche großartige Zeugen an Bauten und anderen Schätzen erhalten sind, als schwaches Spiegelbild der einstigen Pracht, und einige Verse anführen, die der Humanist Hermann Buschius 1508 zum Lobe Kölns verfaßte:

„Herrlich steigen empor der Stadt gewaltige Massen!
Wohnungen, große, glänzende, hoch von Dächern geschirmt,
Scheinen Sitze der Götter, der Könige stolze Paläste:
Also pranget ihr Bau! Es schaun die erhabenen Giebel
Stolz auf den Boden herab, mit Tageshelle erleuchten

Weite Fenster den Raum. Viel sind der Höfe des Hauses,
 Viel der Gemächer, dem unbehaglichen Froste zu wehren,
 Wenn der gestrenge Dezember gliedererstarrend daherstürmt.
 Prunkbetten stehen bereit, es ladet freundlich den Müden
 Da und dort ein Lager an schicklichen Orten gebreitet,
 Dämmerung birgt in schönpolierter Umgebung das Eh'bett.
 Schüchtern betritt den buntgetäfelten Boden der Fuß nur;
 Was des Apelles, was des Parrhasius gepriesener Pinsel
 Auf die Leinwand gezaubert, spricht in lebendigen Farben
 Von den Wänden dich an; dem Vorsaal selber gebracht es
 Nicht an köstlichen Bildern. Nirgend ist müßige Leere,
 Nirgend wird Fierde vermist, und bis an die Decke hinan ist
 Allseits Gemäld' an Gemälde gedrängt und plastisches Bildwerk."

Hinweisen will ich ferner auf die Bilder von der Stiftskirche zu Essen. Man wird sie gewiß mit nicht geringem Staunen beschauen, denn nicht jeder wird in dieser Stadt des Eisens und der ruhigen Industrie solche Kirchenschönheit vermuten. Aber die Stadt ist alt und ehrwürdig und mit byzantinischer Herrlichkeit einst zur Zeit der kaiserlichen Ottonen reich bedacht gewesen. Wundervoll sind die modernen teppichartig wirkenden Glasfenster und das schmiegsame Barock am Gestühl und bei den Pfeilerheiligen wie den Engeln an den Seitenaltären. Aber ernst und voll sprechenden Ausdrucks schauen uns die beiden gotischen Wächter des Heiligtums zu den Seiten des großen Altars an, der selber ein bewundernswertes Stück in seiner zierlichen Vergitterung des zur Aufbewahrung von Reliquien dienenden Mittelteils und der eindrucksvoll gemalten gotischen Seitenflügel ist.

Mögen es der Worte genug sein. Ihr Geist, so hoffe ich, wird die Sehnsucht und Liebe zum alten deutschen Rheinland um so mehr entsacht haben und zum Wandern und Rasten in den Gefilden des Rheins einladen. Möge die Liebe zu ihnen nie erkalten und ihres Wesens Kern nie vergessen werden, der, daß das Rheinland von Heidelberg bis Emmerich und darüber hinaus eine ebenso herrliche wie feste Grenzburg des Deutschtums mit all seinem Inbegriff, also auch der deutschen Romantik, ist, und möge das Land und sein Volk auch fernerhin der Gunst der Götter und Menschen sich erfreuen.



